

Illustrirte Frauen-Zeitung

Best 21, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverwandt fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 1. November 1899. ←

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverwandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

(Fortsetzung.)

Der Doctor war ein schlechter Ruderer, Graf Brontischeff sah es sofort. Wie konnte man sich bei einem solchen Wetter auf den See hinaus wagen, wenn man seiner Kunst nicht sicherer ist? Er wollte einem anderen Hülfe bringen und hätte ihrer selber bedurft. Es dauerte nicht lange, so hatte er vollauf damit zu thun, sich über Wasser zu halten.

„Hahaha!“ ein wildes, krampfhaftes Lachen rang sich aus der Kehle des tollen Grafen, „Hahaha!“

Wen würde es treffen? Die Chancen lagen immerhin noch günstiger für jenen, denn der hatte einen guten Rahn und den festen Willen zu siegen, während er in seinem Seelenverkäufer keine Hand zu seiner Rettung rührte.

Nein, — nicht den Finger wollte er krumm machen! er wollte jenem einen Vorsprung gönnen, mochte dann das Schicksal zwischen ihnen entscheiden. — Einer von ihnen beiden war überflüssig auf der Welt, einer mußte weichen, — oder beide, — tant mieux!

Es war ein Handicap auf Tod und Leben, das da ausgetragen wurde, und der tolle Graf lachte in seiner

tanzenden Ruffschale, ein schauerliches, schluchzendes, wahnwitziges Lachen. — Es waren nicht er und ein anderer, — waren nicht Menschen, die hier um ihr Leben spielten, — es waren zwei Favorits auf der Rennbahn, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen trachteten, und Graf Brontischeff stand abseits und verfolgte mit heißer Spannung die wechselnden Chancen, — nicht wegen der hohen Summe, die er auf den einen gewettet hatte, — was waren dem tollen Grafen ein paar Tausende, — aber es sollte sich entscheiden, welcher von den beiden Kennern der tüchtigere war, würdig, den Siegespreis zu erringen.

Daß der Zufall dabei gar oft sein Wort mißspricht, daran dachte Graf Brontischeff in diesem Augenblick nicht, und er sah auch nicht, daß es ein ungleicher Kampf war, der hier ausgefochten wurde, — ungleich an Einsatz und sittlichem Werth.

Die Boote näherten sich mehr und mehr, wie in teuflischem Hohn trieben die Wellen sie einander zu, — sollten sie gemeinsam untergehen?

Plötzlich glühte ein tigerhaftes Leuchten in den Augen Brontischeff's auf, — eine Welle hatte den anderen Rahn erfaßt, emporgeschleudert, — eine Secunde war er in den Wassermassen vergraben, als er wieder zum Vorschein kam, war er leer. —

Da ging ein Ruck durch den Körper des Grafen, der Wahnwitz wich von ihm. Ohne Besinnen schleuderte er den hemmenden Rock von seinen Schultern. Im

nächsten Augenblick schon hatte er sich ins Wasser geworfen, um ihm sein Opfer abzurufen.

Ein harter, verzweifelter Kampf mit dem entfesselten Element, das seine Beute nicht wieder hergeben wollte.

Der Doctor verstand zwar besser zu schwimmen als zu rudern, und er hatte sich auch glücklich an die Oberfläche emporgearbeitet, aber er war halb betäubt und unfähig, seine Kraft zu entfalten. Da packte ihn des Grafen nervige Hand von hinten. „Halten Sie sich ruhig, — fassen Sie mich nicht an,“ herrschte er ihm zu, und so hielt er ihn über Wasser.

Es war ein fürchterliches Ringen mit den schäumenden, stürzenden Wogen. Der Himmel hatte sich zu völliger Nacht verdunkelt, nur die dicht einander folgenden Blitze beleuchteten mit grellem Schein die schauerliche Scenerie. Immer wieder trachteten die Wellen, die beiden verzweiflungsvoll kämpfenden Menschen auseinander zu reißen, aber was des tollen Grafen eiserne Faust einmal erfaßt hatte, das war in seiner Gewalt.

Langsam näherten sich die beiden Schwimmer dem Ufer. Als sie festen Boden unter den Füßen fühlten, überließ der Graf seinen Secretair den hülfsbereit sich entgegenstreckenden Händen seines Personals; er selber wies jeden Beistand ab; fest, stramm, elastisch wie immer, ohne eine Spur von Erschlaffung, aber schwer athmend, mit über einander gepreßten Lippen und einer Stirn, so finster wie die Nacht, schritt er dem Schlosse zu.

Auf den Stufen der Terasse kauerte die Gräfin,



Herbstabend. Nach dem Gemälde von P. Jackman.

Angst und Grauen hatten sie auf die Knie geworfen. Als ihr Mann an ihr vorüberschritt, streckte sie ihm beide Arme entgegen.

„Wladimir," schluchzte sie auf, „lebt er?"

„Er lebt!" stieß er kurz hervor, und ohne sich weiter um sie zu kümmern, trat er ins Haus.

Ein endlos langer Tag war über Schloß Waldsee dahingegangen. Der Graf und die Gräfin hatten sich, jedes für sich, eingeschlossen und niemand empfangen; auch der Doctor war nicht zum Vorschein gekommen. Nachdem er sich nothdürftig von seiner Erschöpfung erholt hatte, war er daran gegangen, seine Sachen zu packen. Blaß und müde, aber mit sicherer Entschiedenheit ging er seinen Weg.

Seit gestern wußte er so gut wie der Graf, daß einer von ihnen beiden hier überflüssig sei und zu weichen habe, und selbstverständlich war er derjenige. Mit welchem Recht durfte er neben dem Grafen seinen Platz behaupten? Sie liebten beide das eine Weib, und war diese Liebe gleich stark, so brauchte der Graf nur seine That seiner Wagschale hinzuzufügen, und des Doctors Hälfte schnellte federleicht in die Höhe.

Es war eine Zeit gewesen, in der er diese That, mit der der Graf Brontischeff ein armes Mädchen vom Untergrund errettet hatte, kurz mit den Worten: „Zufall", — „Laune" abthun zu können meinte, und nur widerwillig gab er nach und nach dem Menschen Brontischeff ein Recht daran. Jetzt hatte dieser selbe Brontischeff der einen That noch die sittlich größere und schwerere hinzugefügt, dem einstigen Verlobten seiner Frau und noch immer Geliebten das Leben zu retten, der Brontischeff, dessen ganzes Sinnen und Trachten sich im Grunde nur darum drehte, seinem Weibe das Leben glücklich zu gestalten, so weit das bei seinem Naturell überhaupt möglich war.

Zwar er, der Doctor Bindnagel, hatte ebenfalls nicht geädert, seinem Rivalen in der Gefahr beizuspringen, aber er war auch nicht der „tolle Graf"! Er war in anderen Sittlichkeitsbegriffen groß geworden, wie jener Halb-Asiat, seine Handlungen bestimmte das Bewußtsein einer moralischen Verpflichtung, er wäre ein Schurke vor sich selber gewesen, wenn er einem in Lebensgefahr schwebenden Menschen nicht hülfreiche Hand geleistet hätte, und wäre dieser selbst sein Todfeind gewesen. Den Grafen aber, der gewohnt war, die eigenen Wünsche als Moral-Code zu betrachten, hatte nur ein impulsiver Drang, das Gute über das Niedrige zu stellen, bei dieser Handlung geleitet, ein angeborener Instinct für das wahrhaft Edle, — des Grafen That war ein Beweis wirklicher innerer Vornehmheit. Nicht dem hochgeborenen Grafen wich der einfache Gelehrte, er wich dem Menschen Brontischeff.

Die Gräfin hatte sich für untrennbar vereinigt mit dem Gatten erklärt, das war ihrer würdig, und er achtete sie darum nur noch höher, — und ihm hatte sie die Freundeshand geboten. Ein melancholisches Lächeln glitt über sein Gesicht. Er hatte früher gelitten unter der Freundschaft der geliebten Frau, und jetzt würde er an ihr zu Grunde gehen, und sie, — sie auch. — Die Schatten der Vergangenheit waren aus ihrer Ruhe gestört worden!

Eine heiße, quälende Neugier erfaßte ihn, daß er sich ihr wieder in den Weg gestellt hatte. Sie hatte ein ruhiges, zufriedenes Glück an der Seite des Gatten gefunden, und nun war er gekommen, ein Räuber an entschuldete Seligkeit, ein ewiger Hinweis darauf, daß es eine andere Liebe giebt, als die wunschlos gewährende, dulddende, einen heiseren Pulsschlag, als den dankbarer Gewöhnung; daß die Leidenschaft noch nicht ausgestorben ist in der Welt. — In dem strahlendsten Sonnenschein des erhabensten Pflichtbewußtseins kann das Herz zu Eis erstarren, — ihr stolzes Herz würde erstarren, — und er? In seinen Adern pochte die Leidenschaft, in seiner Seele brannte der wilde Wunsch, sie sein zu nennen. — Und mit dieser Gluth im Innern sollte er den Zwang kühlen Beisammenseins ertragen? jede Miene, jeden Blick abwägen? jedes gute Wort aus Furcht vor Mißverständnissen zurückdrängen? immer vor der eigenen Herzensstür mit gezücktem Schwert als Wächter stehen? — Ein Urding, das jenseits der Menschenschonkraft lag, und eine Unsittlichkeit obenein. — So wollte er nach einer ehelichen Aussprache mit dem Grafen das Feld räumen, und es war sein Trost, daß er es reinen Herzens thun konnte.

Am Nachmittag der folgenden Tages erschien der Graf zum Morgenthees bei der Gräfin. Er sah aus wie gewöhnlich, nur ein gewisses nachdenkliches Etwas lag in seinen Augen, das man sonst an ihm nicht wahrnehmen konnte. Er küßte die Hand seiner Frau, wie er immer zu thun pflegte, und setzte sich dann nieder, die Zeitung zu lesen.

Die Gräfin erschien blaß und übernünftig; mit einem

forschenden Blick beobachtete sie ihn, auf ihren Lippen brannte eine Frage, die sie nicht auszusprechen wagte, sie wußte nur zu gut, daß ihr Gatte nicht liebte, abgethane Geschichten noch einmal zu berühren. Endlich begann sie doch:

„Wie fühlst Du Dich, Wladimir Petrowitsch?"

„Vollkommen wohl, wie Du siehst." Er legte die Zeitung hin und sah ihr unter den buschigen weißen Brauen hervor scharf ins Gesicht. „Und Du?"

Sie schauerte zusammen.

„Ich kann noch immer das Grauen nicht los werden, — wie habe ich mich geängstigt!"

„Das war sehr thöricht, Du weißt, daß ich wasserfest bin, — und diese Komödie mit dem Doctor konntest Du uns ersparen."

„Wladimir," rief sie erschrocken und vorwurfsvoll, „meinst Du, er habe nöthig, sich nach dem, was seine Pflicht ist, bei mir zu erkundigen?"

„Pflicht, — Pflicht!" er warf es geringschätzig hin. „Ich wüßte nicht, wie es des Doctors Pflicht sein könnte, mir für die paar Pfennige Gehalt das Leben zu retten, sobald es mir paßt, es aufs Spiel zu setzen. — Ueberhaupt Pflicht! jeder Mensch hat eine andere Auffassung von ihr. — Als ich gestern von der — Spazierfahrt wider Erwarten glücklich zurückkehrte, da erkundigte sich die Gräfin Brontischeff sehr theilnahmenvoll nach dem Wohlergehen meines Gefährten, — wahrscheinlich hielt sie das für ihre Pflicht."

Sie erröthete jäh und tief, aber ohne eine Spur von Scheu richtete sie sich in ihrem Sessel auf, stolz und ruhig sagte sie:

„Ich habe um ihn gebangt und nach ihm gefragt, weil ich wußte, daß er der Schwächere von Euch beiden war. Deine Kraft und Sicherheit kenne ich, Wladimir Petrowitsch, und ich vertraue ihr! Trotzdem habe ich den Doctor nicht zurückgehalten, als er Dir zu Hülfe eilen wollte, denn ich hätte ohne Besinnen dasselbe gethan, — das ist Pflicht, wie wir sie auffassen."

„Wir?" wiederholte er mit zusammengebißnen Zähnen, — „ah!" Dann brach er zornig los: „Ein Dummerjungenstreich war es, und die Gräfin Brontischeff hätte wissen sollen, daß ihr Mann diesem — Magister nichts zu danken haben will, am allerwenigsten sein Leben!"

Er sprang auf und schritt im Zimmer hin und her. „Das klingt anders, als wenn dieser Magister von dem Herrn Grafen spricht! Hast Du ein Recht, mit Verachtung auf den Doctor herabzusehen? Hat er sich gegen Dich vergangen?"

„O nein, — nein!" Er lachte kurz und rauh. „Dazu ist er zu temperamentlos! — Ihr seid ja zu feig zum Sündigen!"

Er blieb vor ihr stehen und sah ihr in das tief erblaßte Gesicht.

„Wenn ich in meinen jungen Jahren ein Weib geliebt habe, und es hat mir eingestanden, daß es mich wieder liebte, dann habe ich unser Glück uns errungen, der ganzen Welt zum Trost! — Das ist meine Auffassung von der Pflicht eines Mannes. Der Mensch wird nackt in das Leben gestellt, und es ist seine Sache, wie er sich kleidet und bettet, — der Hunger läßt sich nicht mit philosophischen Betrachtungen zum Schweigen bringen, und warum wäre uns der Hunger gegeben, wenn wir ihn nicht stillen sollten? — Ein schwächliches Entsagen ist Feigheit in meinen Augen."

Sie erhob sich jetzt auch und stand ihm nun Aug' in Aug' gegenüber, hoch aufgerichtet, ruhig, vornehm sah sie auf ihn herab, der kleiner war als sie.

„Es giebt etwas, das steht höher als der Genuß, Wladimir Petrowitsch, das ist die Ehre!"

„Gar mancher verschanzt seine Schwachheit hinter seiner Ehre."

„Wenn Du Gewaltthätigkeit und Selbstsucht Thatkraft nennst, dann sind wir allerdings feig!"

„Wir?" wiederholte er noch einmal, es zuckte um seinen martialischen Schnurrbart, aber er fuhr nicht wieder auf, ja er wurde seltsam ruhig.

„Du nimmst zwei Parteien hier im Hause an, — Ihr und mich, das beweist mir, daß Du mit der Angelegenheit bereits fertig bist in Deinem Innern, und dann hast Du mir gewiß auch schon meinen Platz für die Zukunft angewiesen. Du würdest mich zu Dank verpflichten, wenn Du mir ihn zeigtest, — es ist so unbehaglich, im eigenen Hause im Dunkeln zu tappen."

Er verschränkte die Arme und lehnte sich wartend an eine Tischkante.

Sie umklammerte mit ihren Händen fest die Lehne des vor ihr stehenden Sessels, kein Blutstropfen war in ihrem Gesicht, und als sie sprach, hörte man den Zwang, den sie sich anthun mußte, aus ihrer Stimme.

„Meinetwegen brauchte diese Angelegenheit nicht berührt zu werden, Wladimir, mein Weg liegt klar vor mir, und ich bin nicht eine Secunde in meinem Innern

beirrt worden, ob ich ihn scheitern soll; aber ich sehe, Du fürchtest, ich könnte straucheln, — und der Doctor fürchtet es wohl auch, und darum hätte ich heut' ohnehin gesprochen, ich wartete bereits auf Dich, Wladimir Petrowitsch. — Aus Deinen Worten entnehme ich, daß Du meine Unterredung mit dem Doctor, gestern vor Deiner Wasserfahrt, mit angehört haben mußt?" Sie sah ihn fragend an.

„Ja, ich habe sie gehört, und daß nach dieser — gegenseitigen, interessanten Beichte das Leben hier im Hause nicht so fortgehen kann, wie bisher, das siehst Du wohl auch ein."

Es klang drohend. Sie fuhr ruhig fort.

„Das sehe ich ein, Wladimir, ein Schatten ist aus seinem Grabe gerufen, der ewig hätte ruhen sollen, und er wird nun umgehen und die Lebenden ängstigen, — das ist so, — und doch ist's nicht er selber, den ich fürchte, sondern der Schatten des Schattens: Argwohn und Mißtrauen. — Trotzdem ist es gut, daß das zwischen mir und dem Doctor abgemacht wurde, — einmal für immer! — Wir sind nun fertig mit einander, Wladimir, und damit dieser aufgeschreckte Schatten Zeit hat, wieder zur Ruhe zu gehen, bitte ich Dich, daß Du mit mir nach Rußland zurückkehrst, — morgen, heute noch, — sofort, wenn Du willst, — ich bin bereit!"

Er sah sie überrascht, fassungslos an.

„Du willst mit — mir gehen?" Langsam, unsicher, als ob er fürchte, falsch gehört zu haben, kamen die Worte von seinen Lippen. „Du — mit — mir?"

Sie lächelte müde.

„Ich mit Dir, selbstverständlich, Wladimir Petrowitsch."

„Hahaha!" er lachte rauh und gequält auf. „Du willst das Opferlamm spielen, — die an ihrem Edel-muth, ihrem Pflichtbewußtsein, ihrer Dankbarkeit dahinstreifende Madonna." — Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Theegläser hoch aufsprangen. „Ich will kein Opfer, — ich hasse diese Edel-muths-Comödien, dieses entsagungsvolle Märtyrertum. Habe den Muth zu sein, die Du bist, sei Mensch, — Mensch und kein Engel! — Warum lägst Du mir, daß Du ihn liebst?"

Sie trat dicht an ihn heran und legte ihm die Hand auf den Arm. Die Glieder bebten ihr, aber ihr Gesicht war wie aus Marmor.

„Ich lüge es Dir nicht, Wladimir! Ich liebe den Doctor, er ist das Ideal, die einzig glückselige Erinnerung meiner traurigen Jugendzeit, ich werde ihn nie, — nie vergessen! Aber neben ihm in meinem Herzen steht Du, Wladimir Petrowitsch, und obwohl ich Dich anders liebe, wie ihn, so liebe ich Dich mehr. Du bist mir Vater, Bruder, Gatte in einer Person, in Deinem Hause habe ich nach langer, schmerzlich trüber Vereinsamung eine Heimat gefunden, Du hast die Verlassene an Deine Seite, unter Deinen Schutz genommen, es giebt keinen Menschen, dem ich mehr vertraue, den ich höher achte und mehr verehere als Dich. — Blicke nicht geringschätzig auf Dankbarkeit und Pflichtgefühl herab, sie waren die Brücke, auf der mein Herz zu dem Deinen gelangt ist. — Anfänglich war ich Dir nur ergeben, jetzt liebe ich Dich, Wladimir Petrowitsch, nicht mit himmelhoch jauchzender Leidenschaft, aber mit der stillen, steten, unverlöschlichen Liebe, die dem heiligen Besta-Jener gleicht. Wir beide sind unzertrennlich verbunden fürs Leben, das weiß der Doctor, — und er versteht es auch! — und nun komm, Wladimir Petrowitsch, laß uns heim gehen in Dein Vaterland."

Sie hatte ihren Kopf sanft an seine schwer und hastig arbeitende Brust geschmiegt und sah mit einem guten Blick voll ehrlich treuer Hingabe zu ihm auf.

„Sascha, — Saschina!" flüsterte er mit scheuer, angstvoller Zärtlichkeit, „das, — das mir, dem Alten mit dem grauen Kopf? — dem toll'n Grafen?"

„Graf Brontischeff mit dem jungen Herzen wird niemals alt werden," lächelte sie, seinen Hals umschlingend, „und seine Tollheit hat sich noch nie gegen mich gekehrt."

Da umfaßte er sie mit seinen beiden Armen und presste sie leidenschaftlich an sich. Er sagte auch jetzt kein Wort von Liebe, aber eine unsägliche Zärtlichkeit lag in seinem Blick, und ein tiefer, zitternder Athemzug glitt wie ein Aufseufzen der Erlösung von langer Pein über seine Lippen.

„Sascha, meine weiße Taube, wirst Du nie bereuen, mit dem Alten gegangen zu sein?"

„Nie!" sagte sie fest und feierlich. —

Am Abend ließ der Doctor den Herren Grafen um eine Unterredung bitten, aber er erhielt den Bescheid, der Graf würde ihn am anderen Morgen rufen lassen. Das geschah nicht, statt dessen brachte man ihm einen Brief und die verblüffende Nachricht, Graf und Gräfin Brontischeff seien in der Nacht dringender, un-ausschiebbarer Geschäfte wegen nach Rußland abgereist.



Neueste Nachrichten. Nach dem Gemälde von Carl Zewy.
Photographie-Berlag von Victor Angerer in Wien.

geltend gemacht. Es ist ersichtlich, daß die Urströme Norddeutschlands zuerst annähernd im oberen Elbthal, dem oberen Oberthale und später in einem in der Richtung von Warschau über Berlin verlaufenden Thale flossen, und daß sie sich nördlich von Magdeburg zu einem einzigen Strome vereinigten, zu einer Ur-Elbe, die in die Nordsee strömte. Durch die neuesten Untersuchungen ist festgestellt worden, daß das Zurückweichen der ungeheuren nördlichen Eismassen mit Pausen erfolgte. Innerhalb dieser Pausen bildeten die abströmenden Schmelzwasser jene Thäler, deren oben gedacht wurde. Als endlich das Eis über den pommer'schen Höhenrücken oder die sogenannte baltische Höhenplatte gegen die heutige Ostsee zurückgewichen war, entstand, wie der Geologe Keilhack nachgewiesen, nochmals ein großes Längenthal, das von Westpreußen bis nach Mecklenburg reichte, und in diesem Thale bildeten sich durch Stauung unsere großen Seen; der größte entstand dort, wo heute das Stettiner Haff ist. Das Nordufer dieser Seen wurde von dem Eisrande gebildet, und das in dem Thale zusammenströmende Wasser floß in die untere Elbe ab. Damals aber lag das heutige West- und Ostpreußen noch unter einem gewaltigen Eisgletscher begraben, sodas die Weichsel ihren Lauf nach der heutigen Oder hin nehmen mußte. Nach und nach haben aber die östlichen Gewässer andere Bahnen eingeschlagen und vielleicht zuerst bei hohen Wasserständen Durchbrüche gegen Norden, nach der inzwischen entstandenen Ostsee, gefunden, bis sich allmählich die heutigen Zustände herausstellten. Die Entstehung der Ostsee ist auch keineswegs plötzlich erfolgt, sondern allmählich. Anfangs war sie ein kleines Binnenmeer, in welchem sich Eisberge bewegten und nordische Thiere tummelten und welches durch einen breiten Meeresarm, der das südliche Schweden durchzog, mit der Nordsee in Verbindung stand. Diese Verbindung wurde im Laufe der Jahrtausende unterbrochen und damit die Ostsee von der Nordsee abgetrennt. Da aber die Flüsse dem nun entstandenen Binnenmeer mehr Wasser zuführten, als daraus verdunstete, so nahm es an Umfang zu und überschwemmte weite Gebiete rings um seine Küste, bis es einen Abfluß in die Nordsee fand an der Stelle, wo heute die Wasserstraßen Belt und Sund sich befinden. Während dieser Zeit war das Klima im mittleren und nördlichen Europa allmählich wärmer geworden, die ungeheuren Eisbedeckung war bis auf sehr geringe Reste in den höchsten Regionen der Alpen und auf dem skandinavischen Gebirge verschwunden. Das damalige Klima muß aber zunächst noch immer sehr rauhe gewesen sein, denn die thierischen Ueberreste aus dieser Zeit zeigen, daß die Thierwelt, welche damals Mittel-Europa bewohnte, die nämliche war, welche wir heute in den nördlichen Sumpf- und Moorgegenden antreffen. Nach und nach änderte sich dies; Mittel-Europa wurde zu einer Steppe, in welcher das Wildpferd, das büschelhaarige Rhinoceros und andere Thiere umherstreiften. Wiederum verstrich eine lange Zeit, während der die Steppe allmählich zum Walde wurde, und mit dichten Urwäldern bedeckt, tritt endlich Deutschland in das Licht der Geschichte zur Zeit der Römer. Man erkennt hieraus, daß eine überaus lange Jahresreihe verfloßen sein muß, seit den Tagen, da Mittel-Europa unter Gletscher-Eis begraben lag, bis zu der Zeit, als die Urväter der Deutschen in ihren Wäldern haften. Wie viele Jahrhunderte oder Jahrtausende dazwischen liegen, wissen wir nicht; aber wenn man bedenkt, daß sich während dessen die Ostsee bildete, daß die großen Ströme Mittel-Europas ihren Lauf begannen und wiederholt beträchtlich änderten, so kann man nicht daran zweifeln, daß viele, viele Jahrtausende vergangen sein müssen, während deren sich diese Umwälzungen vollzogen. Auch über die Ursache der Eiszeit in Europa weiß man nichts Bestimmtes; verschiedene Muthmaßungen sind in dieser Beziehung ausgesprochen und mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, aber Uebereinstimmung ist bis jetzt noch nicht in dieser Frage erzielt worden. Man braucht keineswegs anzunehmen, daß die Eiszeit in Folge einer sehr bedeutenden Abnahme der Sonnenwärme hervorgerufen wurde, sondern es können ganz gut irdische Ursachen allein gewesen sein, welche sie veranlaßten. Wenn in den sogenannten kalten Tagen des Mai, in den Tagen der heiligen Mamertus, Pancratius und Servatius in Mittel-Europa Schneegestöber eintritt, Eiszapfen an den Brunnen sich bilden und der Frost die Blüten vernichtet, so ist dieses rauhe, völlig winterliche Wetter durchaus nicht eine Folge verminderter Wärmestrahlung der Sonne, sondern nur dem Umstande zuzuschreiben, daß alsdann heftige nördliche Winde von Scandinavien und der nördlichen Polar-Gegend her anhaltend über Mittel-Europa wehen. Würden solche Witterungszustände viele Jahre hindurch Monate lang andauern, so müßte sich das Klima Mittel-Europas erheblich verschlechtern, ja es ist denkbar, daß unter solchen Umständen während der wärmeren Jahreszeit nicht alle Eismassen fortschmelzen würden, die sich in den kalten Monaten gebildet haben. Dauerten nun diese Zustände Jahrzehnte und Jahrhunderte fort, so müßte das Eis mehr und mehr die Ueberhand gewinnen, und die Eiszeit wäre da. Ob auf diese Weise die Eis-Periode Europa's wirklich zu erklären ist, mag dahingestellt bleiben, aber die Möglichkeit, daß sie in solcher Art entstanden, kann man nicht bezweifeln. Da wir nichts Gewisses über die Ursache der Eiszeit wissen, so kann man auch nichts darüber sagen, ob sich in der Zukunft abermals eine Eiszeit einstellen wird. Die genaueren Forschungen haben ergeben, daß sich vor der im Vorhergehenden besprochenen Kältezeit thatsächlich eine frühere Eiszeit in Europa gezeigt hat und daß beide durch eine wärmere Zwischenzeit von beträchtlicher Dauer getrennt waren. Das ist ein höchst merkwürdiges Ergebnis und wird von denjenigen mit Nachdruck betont, welche behaupten, daß auch zukünftig wieder Eiszeiten über Europa hereinbrechen könnten. Die Möglichkeit ist nicht zu leugnen, aber jedenfalls können solche Zeiten nicht wie der Dieb in der Nacht hereinbrechen, sie stellen sich allmählich ein, d. h. im Laufe von Jahrtausenden, die für menschliche Verhältnisse als sehr lange bezeichnet werden müssen. Soweit die Wissenschaft bis jetzt sehen kann, brauchen wir uns wegen einer zukünftigen Eiszeit keine Sorgen zu machen, so wenig wie darüber, ob die Sonnenwärme abnehmen werde. Denn im Vergleich mit solchen

kosmischen Ereignissen und ihren Jahres-Cyklen sind alle menschlichen Einrichtungen wie sie sich in der Bildung von Kultur-Kreisen und staatlichen Entwicklungen zeigen, nur von vorübergehender Dauer, ebenso kurz als ohnmächtig. Nur den Gedanken muß die Wissenschaft als irrig abweisen, daß die irdischen Zustände, unter denen das Menschengeschlecht in Europa zu sehr hoher Kultur emporgestiegen ist, unveränderlich dauernde seien; vielmehr werden auch sie vergehen und neue Gestaltungen an ihre Stelle treten.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Hier schide ich Dir das Bild von meinen zwei Vettern. Du glaubst gewiß, sie heißen Max und Moritz, sie heißen aber Fritz und Karl und sind viel, viel braver. Der Storch hat sie alle beide auf einmal gebracht, darum sind sie Zwillingenbrüderlein und haben sich auch sehr lieb.

Es grüßt Dich herzlich Deine

Kriegelach.

Martha Kofegger.

Nachdruck verboten.

Die Verbreitung der Malaria durch Mücken.

u den Marksteinen, die den Kultur-Fortschritt im zu Ende gehenden Jahrhundert kennzeichnen, gehört die Entdeckung und Bekämpfung jener kleinen Lebewesen, die die Ursache der das Menschengeschlecht bedrohenden Epidemien sind. Nachdem Robert Koch den Cholera-Erzeuger entdeckt hatte, wurden in schneller Folge auch die anderer epidemischen Krankheiten erkannt. Dem kommenden Jahrhundert bleibt es vorbehalten, Mittel zu finden, die erkannten Feinde nun auch ohne Schaden für den Menschen zu vertilgen. Zur Vernichtung eines dieser Parasiten, des Malaria-Erzeugers, dem jährlich viele Tausende, allein in Italien fünfzehntausend Menschen, zum Opfer fallen, haben wir schon jetzt einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan.

Die Erfahrung, daß die Abwehr der Mücken auch das Fernbleiben der Malaria zur Folge hatte, führte in Italien schon in früheren Zeiten zu der Annahme, daß zwischen diesen Insekten und der Krankheit irgend ein Zusammenhang bestehe. Dieser Zusammenhang ist jetzt thatsächlich durch Robert Koch und eine Anzahl italienischer Gelehrten erkannt und nachgewiesen worden. Die überaus interessanten Ergebnisse ihrer Forschungen wollen wir unseren Leserinnen hier kurz zusammenstellen.

Gegenden, die am meisten von den Mücken heimgesucht werden, sind immer malaria-verseucht. Die Mücken entwickeln sich am günstigsten auf feuchtem Boden in feuchtwarmer Luft. Die Malaria grassirt nur in feuchten Gegenden, an Flußmündungen, in der Nähe von Sümpfen und flachen Küsten, und zwar am stärksten in nassen Sommern. Anhaltende Regengüsse mit großen Uebersfluthungen vernichten die Mücken, nach solchen Natur-Ereignissen pflegt auch die Malaria zu erlöschen. Die Mücken halten sich nur an tief gelegenen Orten auf, Bergbewohner und Bewohner hoher Stockwerke werden selten von der Malaria ergriffen. In Städten, wo weithin der Boden mit Häusern und Straßen bedeckt ist, können die Mücken sich nicht entwickeln. Solche Städte bleiben frei von Malaria, wenn auch die Gegend ringsum verseucht ist. Der innere Theil von Rom ist malaria-frei; je mehr die äußeren Theile Gärten und Anlagen enthalten, um so stärker tritt die Krankheit auf, die weitere Umgebung ist ein ausgeprägtes Malaria-Gebiet.

Robert Koch äußert sich darüber folgendermaßen: „Es tritt sich wohl kaum irgendwo anders ein so unmittelbarer Zusammenhang zwischen malaria-verseuchten und malaria-freien Orten auf, als in der Luft liegen, die jederzeit von allen Seiten her aus der Campagna über Rom hinwegstreicht, nicht im Wasser, das aus den Malaria-Gegenden zum Theil in offener Leitung nach Rom geführt wird, nicht in Eßwaren, Obst, Gemüse, die ebenfalls aus der Malaria-Gegend eingeführt werden. Der einzige hier in Betracht kommende Unterschied zwischen Stadt und Umgebung liegt darin, daß das Innere der Stadt vegetationslos und damit gänzlich frei von Mücken ist, gegenüber der Umgebung, die von Stedhmüden verschiedener Art wimmelt. Ueberall, wo die Vegetation in größeren Anlagen, Gärten u. s. w. beginnt, da zeigen sich immer halb und außerhalb der Mauern von Rom die Stedhmüden und damit vergesellschaftet die Malaria.“ Nach Aufforstung oder Entwässerung des Bodens eines Malaria-Gebietes verschwinden die Mücken, zugleich die Malaria. Die Mücken schwärmen am meisten nach Sonnenaufgang; in Malaria-Gebieten sind Menschen, die sich zu dieser Zeit im Freien aufhalten, am meisten der Inficirung ausgesetzt. Offenes Feuer lodt die Mücken herbei und vernichtet sie, offenes Feuer schützt erfahrungsgemäß vor Malaria-Ansteckung. Schwefelgeruch verschreckt die Mücken, Schwefelarbeiter bleiben von der Krankheit verschont. Der durch all diese Beobachtungen sehr wahrscheinlich gemachte Zusammenhang zwischen der Krankheit und den Mücken wurde zur Gewissheit, als in Italien und Indien in dem Darmkanal solcher Mücken, die das Blut Malaria-Kranker gezogen hatten, Malaria-Parasiten gefunden wurden. Es zeigt sich, daß der Malaria-Parasit in seinem ersten Entwicklungs-Stadium durch Stiche von Mücken, und zwar bestimmter Arten, zu denen ganz besonders die große, in Italien „Zanzarone“ oder „Moschino“ genannte Mückenart gehört, auf Menschen, Fledermäuse und Vögel übertragen wird. Von hundert gleichzeitig eingefangenen Sperlingen wurden fünfzig mit Mücken zusammengebracht, fünfzig blieben isolirt. Von den ersteren wurden vierzig mit Malaria-Parasiten inficirt, von den letzteren kein einziger. Als man darauf auch diese den Mücken-Stiche preisgab, wurden auch sie inficirt. — In ein Zimmer, in dem sich mehrere Personen befanden, die noch nie an Malaria erkrankt waren, wurden Mücken gebracht, die in Malaria-Gegenden gefangen waren. Nach kurzer Zeit erkrankten mehrere dieser Personen an Malaria. In warmen Blute seiner Wirthe macht der Parasit ein oder mehrere Stadien seiner Entwicklung durch. Sol er sich weiter entwickeln und vermehren, so ist sein Uebergang in einen anderen, kaltblütigen Wirth notwendig. Dieser ist wieder eine Mücke, die ihn mit dem Blute des gestochenen Menschen oder Thieres einsaugt. Im Darm der Mücke entwickelt sich dann der Parasit zu seinem Endzustand und vermehrt sich hier, indem er in Sporen zerfällt. Diese gelangen in die Speicheldrüse der Mücke und werden von da wieder durch Stiche auf Menschen und Thiere übertragen, und der Kreislauf der Entwicklung wiederholt sich in derselben Weise. Aufgabe der Zukunft ist es, die Menschen von den inficirenden Mücken zu befreien. Das nächstliegende Mittel hierzu ist, diese durch Trockenlegung des Bodens, durch Ueberschwemmungen mit abfließendem Wasser und dergleichen zu vernichten. Auch Vernichtung durch Fische, die die Mücken-Larven in Menge vertilgen, oder durch Petroleum wird empfohlen. Am wirksamsten wird immer der directe Schutz des Körpers gegen Mückenstiche sein. Gelingt es, ein Mittel zu finden, das die Haut gegen die Angriffe der gefährlichen Thiere schützt, so dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Krankheit, die jetzt jährlich Tausende und Abertausende hinwegrafft, und derentwegen ungeheure Länderstrecken, — in Italien allein zwei Millionen Hektar, — un bebaut bleiben, nun noch vereinzelt vorkommt.

Redaktions-Notiz

Frau von S. in Potsdam. — Wir haben ebenfalls die jüngst in den Tageszeitungen veröffentlichte Notiz „Werden große Männer alt?“ gelesen und geben Ihnen gern eine Zusammenstellung der Lebensalter berühmter Frauen: Königin Luise wurde 34 Jahre alt, Kaiserin Augusta 70, Philippine Weller 60, Fürstin Bismarck 71, Katharina von Bora 68, Goethe's Mutter 77, Schiller's Mutter 70, Charlotte von Stein 85, Luise Scheppler 74, Leonore Prochaska 28, Karoline Herchel 98, Kofa Bonheur 76, Adel Barakbogen von Ense 62, Bettina von Arnim 74, Gräfin Hahn-Hahn 75, Annette von Droste-Hülshoff 61, Fanny Lewald 78, Henriette Herz 80, Dorothea Schlegel 76, Johanna Kindel 48, George Sand 72, Luise Wittke 74, Luise Denfel 78, Luise von Plümetz 69, Wilhelmine Scheller-Devent 64, Clara Schumann 77, Marie von Nathusius 40, Ottilie Wilhemuth 60. Sie sehen, das Durchschnittsalter übersteigt noch das der Männer.

Kränzchen „Vergilmeinnacht“ in Hamburg. — Wir sagen Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem fünfundsiebenzigjährigen Jubiläum! Die lange Zeit Ihres Bestehens ist ein bereites Zeugnis für das eifrige Zusammenhalten Ihrer Mitglieder. Sie werden aber noch Ueberschüsse durch ein Kränzchen in Leipzig, welches achtundvierzig Jahre besteht, ursprünglich gebildet diesem Kränzchen sieben junge Mädchen an, von deren Stamm sind gegenwärtig noch drei am Leben. Das zuerst aufgenommene Mitglied gehört dem Kreise seit etwa dreißig Jahren an. Aus den jüngeren Mädchen sind mit der Zeit Großmütter, Großtanten und Urgroßtanten geworden, ja es gibt bereits einige erwachsene „Kranzchen-Enkel“.

Frau v. B. in Düsseldorf. — Die „Sturm- und Drang-Periode“ hat Ihren Namen eigentlich nicht von dem Stürmen und Drängen jener jungen Dichter-Genies, unter denen Goethe, Venz, Wagner, Hahn, Müller am meisten hervortraten, sondern von dem Schauspielere Max Klingers (gestorben als russischer General-Lieutenant in St. Petersburg 1831) „Sturm und Drang“, in welchem der Verfasser, wie er und seine Geschwister besetzt waren, „im Sturmstreich der Handlung, mit der Wucht des dramatischen Pathos dem Ungeheuer ihrer Gefühle und Ueberzeugungen der Welt der Uebelthäter entgegenzuwerfen.“